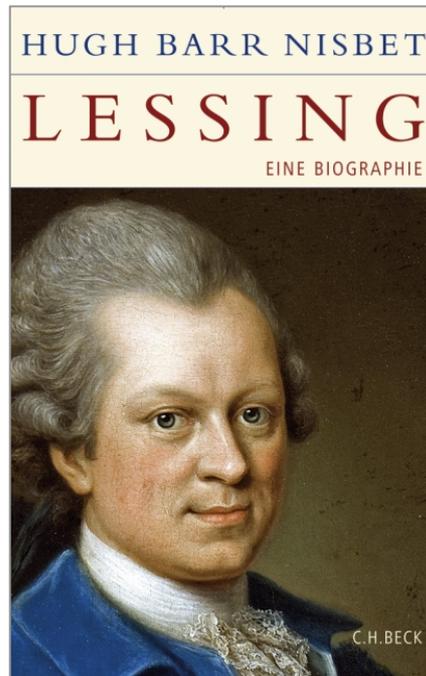


**Lothar Müller: Laudatio auf Hugh Barr Nisbet
und seine Lessing-Biographie
Barr Nisbet: Rede zur Verleihung des
Einhard-Preises**



Hugh Barr Nisbet
Lessing
Eine Biographie

Aus dem Englischen von Karl S. Guthke.
1024 Seiten, Leinen
ISBN: 978-3-406-57710-9

© Verlag C.H.Beck oHG, München

Lothar Müller (Berlin)

**Laudatio auf Hugh Barr Nisbet und seine Lessing-Biographie
bei der Verleihung des Einhard-Preises 2011**

Seligenstadt, 12. März 2011

Sehr geehrte Damen und Herren, hochverehrter Herr Nisbet,

„in den frühen 1730er Jahren kam der jüdische Kabbalist Samuel Jacob Falk aus Osteuropa nach Deutschland, wo er ein Wanderleben führte und mit Zauberkünsten, alchemistischen Experimenten, der Entdeckung verborgener Schätze und Geisterbeschwörungen auf sich aufmerksam machte. Sabbataischer Tendenzen verdächtig (d.h. des Glaubens an den falschen Messias Sabattai Zevi), galt er bei den orthodoxen Juden als Ketzer; bald jedoch fand er Zugang zum freimaurerischen Netzwerk, wo sein arkanes Wissen ihn sofort berühmt machte. Allerdings erweckten seine Umtriebe auch den Verdacht der Behörden; in Westfalen wurde er festgenommen und der Zauberei beschuldigt, die damals ein Kapitalverbrechen war. Es gelang ihm, nach Holland zu entkommen und von dort um 1740 herum weiter nach London, wo er es in freimaurerischen und stuartfreundlichen Kreisen wieder zur Berühmtheit brachte und als der ‚Baal Shem‘ (Herr des göttlichen Namens) von London‘ bekannt wurde. Dort starb er 1782. Während seiner Londoner Zeit hatte er Verbindung zu Swedenborg und Cagliostro, die sich seine Kenntnis kabbalistischer Mysterien zunutze machten. In deutschen Freimauerkreisen wurde er in seinen späteren Jahren verehrt als einer der unbekannteren Oberen oder vielleicht auch als der einzige.“

In keiner Lessing-Biographie taucht diese obskure Figur bisher auf. Das hat Hugh Barr Nisbet auf der Seite 779 seiner Lessing-Biographie, die ich Ihnen eben

vorgelesen habe, geändert, dann einen Absatz gemacht und hinzugefügt: „Daß Lessing von Falk und seinem Ruf nicht gewußt hätte, ist unvorstellbar.“

Sie finden die Passage in diesem geräumigen Buch dort, wo es um die 1777 entstandenen Freimaurergespräche geht, denen Lessing den Titel „Ernst und Falk“ gegeben hat. Warum, dafür gibt es eine gängige Erklärung: weil der eine Gesprächspartner ein ernster Schüler ist und der andere ein scharfäugiger, weitsichtiger Lehrer. Mr. Nisbet hegt ein gewisses Mißtrauen gegen das schlagartig Einleuchtende solcher symbolischen Ausdeutungen, also gibt er sich damit nicht zufrieden und klopft die Namen ab, um ihnen vielleicht doch ein zumindest schwaches Echo der historischen Realität abzulauschen, sei die Quelle des Echos noch so unbedeutend oder unrein. Weil er nicht nur die Lessing-Forschung kennt, sondern auch die neuesten Entdeckungen zur Geschichte der Freimaurerei in Deutschland und England, hat Mr. Nisbet in Samuel Jacob Falk diese Quelle gefunden. So ist plötzlich der Name Falk in Lessings Dialog nicht mehr nur im symbolischen Sinne sprechend, er hat jetzt einen kleinen historischen Echoraum um sich, in der Lessings Figur mit ihrer erklärten Skepsis gegen alle alchimistisch-spiritistischen Neigungen der Freimaurer zu einem Gegenbild des Londoner Baal Shem wird, den wir vorher gar nicht kannten. Und er tritt, wenn wir ihm auf Seite 779 begegnen, in die an dieser Stelle schon sehr stattliche Galerie von Juden ein, denen wir Lessing seine Aufmerksamkeit haben zuwenden sehen.

Es sind nicht schon die Details wie diese Entdeckung des historischen Falk, die das Buch von Hugh Barr Nisbet zur großen Lessing-Biographie werden lassen. Nicht jede umfangreiche und auch nicht jede grundgelehrte Biographie ist zugleich eine große Biographie. Groß ist eine Biographie erst dann, wenn in ihr intellektuelle und schriftstellerische Souveränität einander durchdringen. Eben dies ist hier der Fall, und wenn ich in zwei Sätzen sagen müßte, wofür ich im folgenden den Autor Hugh Barr Nisbet loben will, dann wären es diese: er hat uns Deutschen in einer Zeit, der dies nottut, die Portalfigur der Aufklärung, der Kritik und der intellektuell satisfaktionsfähigen Toleranz in diesem Land neu erschlossen; und er konnte dies

nur tun, weil er aus dem Geist der Gelehrsamkeit und Wissenschaft heraus das Formgesetz erfüllt hat, das für große Biographien gilt: die Balance zu halten zwischen epischem Duktus und physiognomischem Detail.

Lassen Sie mich einen Moment bei diesem Formgesetz verweilen, und bei den Polen, zwischen die es gespannt ist. Der eine Pol ist die Geschichtsschreibung. Er verlangt vom Autor einer Biographie nicht nur, daß er den historischen Echoraum kennt, der den großen Lessing wie den kleinen Falk umschließt. Er verlangt zugleich, daß der Autor sein historisches Wissen, statt es nur als Wissen auszubreiten, in Erzählung verwandelt. Der zweite Pol, dessen Forderungen die große Biographie Rechnung tragen muß, ist das Porträt, und ich möchte Sie bitten, dieses Wort nicht nur metaphorisch zu nehmen, sondern sich dabei die Porträts der bildenden Kunst vor das innere Auge zu rufen, die Fürsten der italienischen Renaissance, die holländischen Kaufleute, die Gelehrten und Dichter im Deutschland, Frankreich oder England des 18. Jahrhundert. Sie alle stehen im Vordergrund der Gemälde, aus denen sie uns anblicken, kein Detail ihrer Kleidung, Haltung und Physiognomie ist unbedeutend, und entweder sie selbst zu Lebzeiten oder die Maler nach ihrem Tod haben den Hintergrund ebenso sorgfältig ausgewählt.

Es ist leicht zu sehen, daß die beiden Pole des Formgesetzes der Biographie in Spannung zueinander stehen: wer sich allzu sehr am Pol der Geschichtsschreibung orientiert, dem können in der historischen Erzählung leicht die Konturen der dargestellten Person verschwimmen; und wer sich allein der anekdotenreichen Zusammensetzung der markanten Physiognomie seines Helden widmet, dem kann sich leicht ihr historischer Ort ins luftige Ungefähr auflösen. Das wollte ich mit der Formel andeuten, die große Biographie müsse die Balance wahren zwischen epischem Duktus und physiognomischem Detail.

Meine Damen und Herren, kaum jemand hat die Grenzen zwischen Malerei und Poesie strenger gezogen, kaum jemand hat sich skeptischer über alle Versuche geäußert, mit den Mitteln der Sprache Wirkungen zu erzielen, wie sie der bildende

Künstler in der Darstellung des einen prägnanten Moments erreicht, als Lessing in seinem „Laokoon“. Das Kapitel über den „Laokoon“ in Hugh Barr Nisbets Lessing-Biographie schließt diesen schwierigen Text in klaren Worten auf, aber es verschweigt nicht die Paradoxien, in die sich Lessing bei seinem Versuch verstrickt, die Grenzen der Dichtkunst möglichst weit und die der bildenden Kunst möglichst eng zu ziehen. Auf den „Laokoon“ ist eine der schönsten Charakterisierungen der intellektuellen Physiognomie Lessing durch seinen Biographen Nisbet bezogen, und zwar dort, wo er erläutert, warum es der „Laokoon“ auch außerhalb des engen Kreises der Spezialisten für Ästhetik zu kanonischem Rang gebracht hat:

„Großenteils ist dafür Lessings lebhafter Stil verantwortlich, aber auch die schiere mitreißende Kraft seiner Argumentation, selbst wenn sie offenkundig einseitig oder falsch ist; denn wie seine Gegner zu ihrem Schaden entdeckten, ist Lessing einer von den wenigen Schriftstellern, die nicht weniger eindrucksvoll sind, wenn sie unrecht haben, als wenn sie recht haben.“

Meine Damen und Herren, Hugh Barr Nisbet hat eine Lessing-Biographie geschrieben, die im Wissen um die im „Laokoon“ bezeichnete epische Erzählung und doch zugleich Malerei mit Worten, große Porträtkunst ist. Lassen Sie mich versuchen, diese bipolare, elliptische Grundanlage in ihren Umrissen nachzuzeichnen. Beginnen wir mit dem epischen Pol, also mit der Frage: wie hat es Hugh Barr Nisbet geschafft, daß seine Lessing-Biographie ein bedeutender Beitrag zur Geschichtsschreibung der deutschen Aufklärung geworden ist?

Er hat das dadurch geschafft, daß er sich die Orte, an denen, und die Institutionen, in denen Lessing zum Autor geworden ist, genau, sehr genau angesehen hat. Wer seine Biographie liest, der wird erfahren, an welchen Handelswegen die provinzielle, aber doch nicht unbedeutende Stadt Kamenz in der Lausitz liegt, in der Lessing geboren wurde, er wird die Kirche kennenlernen, in der Lessings Vater predigte, die Schriften des Vaters, die Toleranz betreffend, und die Lehrpläne, nach denen in der Lateinschule in Kamenz unterrichtet wurde. Er wird Lessing auf die Fürstenschule St. Afra in Meißen begleiten, wird erfahren, wo die Schüler wohnten

und was sie aßen, welchen Regeln sie unterworfen waren, und er wird die Lehrer und das dicke Pensum kennenlernen, durch das im begabten Zögling Lessing der Boden bestellt wurde, aus dem der Philologe herauswuchs. Der Leser wird sich nicht wundern, daß das erste Drama des jungen Lessing den Titel „Der junge Gelehrte“ trug.

Meine Damen und Herren, ich würde Ihnen gerne ausführlich und in Nahtsicht vor Augen stellen, wie Hugh Barr Nisbet die Bildungsgeschichte Lessings erzählt. Denn wir leben ja in Zeiten, in denen von der Bildung und wie man sie verbessern kann allerorten die Rede ist. Ich muß mich aber, um den Zeitplan dieser Festveranstaltung nicht zu gefährden, mit einigen Bemerkungen zur Methode Nisbets begnügen. Sie besteht, knapp gesagt, darin, daß er der Infrastruktur und den Institutionen der Bildung mindestens ebenso große Aufmerksamkeit zuwendet wie dem Bildungsbegriff. Ja, Sie haben richtig gehört: Infrastruktur. Das klingt nach Wegenetz und Straßenzustand, Pünktlichkeit der Post und Schnelligkeit der Kutschen. Kurz, es klingt prosaisch. Es ist aber die Bedingung der Möglichkeit, Genie zu entfalten. Daran besteht in dieser Lessing-Biographie kein Zweifel, und daher nimmt sie sich die Zeit, einen Blick auf das deutsche Universitätswesen insgesamt und seine Neugründungen im 18. Jahrhundert, etwa Göttingen zu werfen, wenn Lessing die Universität in Leipzig bezieht. Und wenn er dann nach Berlin übersiedelt und im Journalismus Fuß faßt, dann läßt Nisbet die Infrastruktur der Zeitungen und Zeitschriften Revue passieren, also das Medium, das der Geist der Kritik brauchte, weil er aus Geist allein nicht entsteht, sondern aus der Zirkulation der Ideen, der Übersetzungen, der Rezensionen, der Polemiken. Und nicht anders ist es, wenn Nisbet Lessing bei seinem Nationaltheaterprojekt in Hamburg und auf seiner letzten Lebensstation, durch das Jahrzehnt als Bibliothekar in Wolfenbüttel begleitet.

Indem er die Institutionen, ihre Geschichte und ihre Gesetze, und die materiellen Bedingungen der Ämter, die jemand wie Lessing versah, scharf ausleuchtet, bringt Nisbet zugleich die Hohlform plastisch zur Darstellung, auf die hin Lessing lebte, ohne sie je zu erreichen oder gar mit ihr verschmelzen zu können: die Figur des freien Schriftstellers, die in Lessings Generation erstmals in Deutschland reale Züge anzunehmen begann. Hugh Barr Nisbet streift mit Lessing durch den Alltag der deutschen Aufklärung, und er verbindet dabei die Aufmerksamkeit auf die Infrastruktur und die Institutionen der Bildung mit der Nachzeichnung der bitteren Linie der Desillusionierung, die für Lessing die Existenz als freier Schriftsteller ein auf Dauer unerreichbares Ziel bleiben ließ. Das Geld, das Lessing oft fehlte, die Schulden, die er machte und sorgsam abzutragen suchte, sie gehören zu den heimlichen Hauptfiguren dieser Biographie.

Ihre Geschichte der Infrastruktur der Bildung wie ihre Soziologie des freien Schriftstellers entwickelt sie im Horizont der politischen Geschichte, in der das Preußen Friedrichs des Großen zur Großmacht aufzusteigen begann, indem es über Sachsen hinweg und gegen Sachsen hinweg in den Siebenjährigen Krieg zog. Lessing zwischen Preußen und Sachsen und Lessings skeptisches Verhältnis zu Friedrich dem Großen, das ihn von vielen seiner Berliner Freunde, darunter auch Friedrich Nicolai unterschied und zum Kanonikus Gleim in Halberstadt gelegentlich in offenen Dissens setzte, beides zeichnet Nisbet mit scharfen Strichen nach.

Lessing, der gebürtige Sachse, verläßt im November 1760 Berlin, um Gouvernementssekretär bei General Friedrich Bogislaw von Tauentzien zu werden, dem Kommandanten der Stadt und Festung Breslau im für Preußen eroberten Schlesien. Wie Hugh Barr Nisbet die Realgeschichte des Siebenjährigen Krieges, die Geschichte des Gouvernementssekretärs Lessing, der selbst nicht recht wußte, warum er diesen Posten angetreten hatte, und die Geschichte des Autors Lessing miteinander verknüpft, das muß man schlicht meisterhaft nennen. Denn die beiden Pole der Biographie, die Geschichtsschreibung der deutschen Aufklärung

und die Physiognomik des bedeutendsten deutschen Aufklärers tragen hier ihre Spannung in der Sphäre aus, die das Zentrum in der Biographie eines bedeutenden Intellektuellen sein muß: in seinem Werk.

Lessings Werk zum Siebenjährigen Krieg ist seine Komödie „Minna von Barnhelm“, und das Kapitel, das Hugh Barr Nisbet ihr widmet, ist ein Musterbeispiel seiner Kunst, die Methoden der Philologie ebenso wie die Form der Biographie in den Dienst der Geschichtsschreibung zu stellen. Anders gesagt: dieser Biograph behandelt die Werke des Autors Lessing genauso wie diesen selbst. Das Stück spielt unmittelbar nach Kriegsende in Berlin und handelt von der Schwierigkeit des Majors Tellheim, der in der Armee Friedrichs des Großen in Sachsen stationiert war, und seiner Verlobten, der sächsischen Erbin Minna von Barnhelm, zueinander zu finden. Die preußischen Behörden verdächtigen den Major, daß er sich die Milde, die er beim Eintreiben der Kontributionen den Sachsen gegenüber hat walten lassen, mit Geld bezahlen ließ. Mit größerem Recht, als seine Verlobte wahrhaben will, sieht er seine Ehre gefährdet, und die Intrige, die Minna ersinnt, um ihn von seiner Düsternis und Heiratsunlust abzubringen, ist so charmant wie riskant. Mit eben dem Sinn für die Schwerkraft der Geschichte, mit dem Nisbet einige Kapitel später den Baal Schem von London aufspüren wird, skizziert er hier das reale Nachkriegspreußen, aus dem die Komödie ihren Stoff bezieht und in dem sie Lustspielcharakter behaupten muß. Aber er ist, zum Glück für den Leser, kein schlichter Sozialhistoriker der Literatur. Die Poetik der europäischen Komödie ist bei ihm eine selbständige Großmacht, nicht anders als Preußen, und das Theater Diderots schiebt sich zwischen den Sekretär des General Tauentzien und den Krieg.

Lessing hat spätestens in „Minna von Barnhelm“ sein früh formuliertes Ziel erreicht, ein deutscher Molière zu werden, und mit souveränem Kunstverstand die Dialoge und Repliken seiner Komödie gesetzt: „Herr Wirt, die Polizei wird doch nicht die Geheimnisse eines Frauenzimmers zu wissen verlangen? Allerdings, mein schönes Kind: die Polizei will alles, alles wissen; und besonders Geheimnisse.“

Aber dieser souveräne Autor ist bei Hugh Barr Nisbet nicht mit sich allein, und er ist nicht der Souverän seiner selbst.

Und damit bin ich nun endlich ganz beim zweiten Pol der Biographie angekommen, dem physiognomischen, der in der historischen Erzählung das scharf umrissene Porträt aufleuchten lassen muß. Dieser physiognomische Pol gewinnt hier seine eigenständige Kraft durch eine so tiefe wie elementare Einsicht des Biographen: daß der Mensch Gotthold Ephraim Lessing zwar die Portalfigur der deutschen Aufklärung war, daß er aber als Repräsentant ihrer Zentralbegriffe nicht recht taugt. Ja, er verkörpert als erster deutscher Intellektueller das *sapere aude*, den Ausgang aus der Unmündigkeit, die Kritik der Autorität, aber der Leitstern seines Lebens war nicht die Vernunft. „Muß man nicht oft unbedachtsam handeln, wenn man das Glück anreizen will, etwas für uns zu tun?“, schreibt er 1757 an einen Bekannten, der „auf gut Glück“ nach England reisen wollte. Das ist die *Maxime* eines Glücksspielers, Hugh Barr Nisbet zitiert sie mit Bedacht in dem Kapitel, in dem er den Aufenthalt des Gouvernementssekretärs Lessing im Krieg in Breslau schildert, unter ausführlicher Heranziehung der Biographie, die Karl Lessing über seinen Bruder geschrieben hat. Denn darin wird eindringlich die Leidenschaft Lessings für das Kartenspiel Pharo geschildert und der Begriff nicht gemieden, der hier zuständig ist: Spielsucht. In Nisbets Lessing-Porträt ist diese Lust an der Herausforderung des Zufalls ein hervorstechender, markanter Zug. Ja, er schließt an das Zitat von Lessings Lob des unbedachtsamen Handelns eine programmatische Passage über den physiognomischen Pol seiner Biographie an: „Bei Lessing selbst führte diese Tendenz zum Unbedachtsamen zu einem Lebensrhythmus des ständigen Wechsels zwischen relativer Sicherheit und Unstetigkeit, der Neigung zu Einsamkeit und zu Geselligkeit, zu Beständigkeit und Abwechslung: so bald ihm früher oder später jede neue Situation langweilig wird, so daß er in Depression zu versinken droht, stellt sich eine krampfhaft Fluchtreaktion ein. Und wenn die Flucht nicht möglich war wie in Breslau und dann wieder in Wolfenbüttel, hatte er einen Rückfall in die Depression – und oft in

die Spielsucht. Ein solcher Rhythmus schließt natürlich jene organische Entwicklung aus, die die Deutschen seit Goethes Zeiten mit dem Ideal der „Bildung“ in Verbindung bringen, mit der fortschreitenden Entfaltung aller Möglichkeiten des Individuums in der Bewältigung ständig neuer Erfahrung. Bei Lessing bedeutete dieser Rhythmus entgegengesetzter Impulse, daß jeder Lebensabschnitt, jede neue Anstellung nicht so sehr ein notwendiges Stadium der zu größerer Reife führenden Persönlichkeitsentwicklung war als vielmehr ein zeitweiliges Zwischenspiel, dem eine neue und ebenso provisorische Phase in unvorhersehbarer Weise folgen würde.“

Eine Abgrenzung und ein Ratschlag stecken in dieser Passage. Die Abgrenzung ist eine Warnung: Wer eine Biographie Lessings schreiben will, der hüte sich vor der Verlockung, sie als den Bildungsroman eines Aufklärers anzulegen. Und der Ratschlag lautet: man achte auf die Bedeutung der Langeweile im Leben Lessings. Sehr früh, schon auf den ersten Seiten der Einleitung, schlägt Hugh Barr Nisbet dieses Thema an: „Lessing war in ungewöhnlichem Maße anfällig für Langeweile.“ Eine der vielen Stellen, an denen er diesen Befund erhärtet, möchte ich Ihnen kurz vorstellen. Sie findet sich auf den Seiten, die von Lessings Italienreise im Jahre 1775 handeln. Da war er schon seit fünf Jahren Bibliothekar in Wolfenbüttel und reiste mit dem Prinzen Leopold von Braunschweig. Und er reiste als Philologe, der von Landschaftsschwärmereien wenig hielt und die Kunstwerke lieber in Büchern oder auch in Sammlungen von Gipsabgüssen wie der in Mannheim aufsuchte als in Museen. Nisbet zitiert vor italienischem Hintergrund Lessings Bemerkung gegenüber einem Bekannten, der sich im Vorfrühling darauf freute, daß nun bald die Bäume wieder grün würden: „Ach, es ist schon so oft grün geworden, ich wollte es würde einmal roth.“ Dieser Satz erläutert nicht nur Lessings Desinteresse an Landschaft und Landschaftsschilderungen, er schlägt überdies die Brücke zum Thema Langeweile und läßt die Melancholie erkennen, die sich hinter der Langeweile abzeichnet.

Der größte deutsche Aufklärer war ein Mensch, der zu Unvernunft in Gestalt der Spielsucht und zur Melancholie in Gestalt der Langeweile neigte – ganz ohne Häme und ohne daraus ein Symbol für die Dialektik der Aufklärung zu machen räumt Hugh Barr Nisbet diesen Einsichten einen zentralen Platz in seiner Lessing-Biographie ein. Er hat Respekt für den starken, den unbeugsamen Lessing, der von Herder bis Heine ein Nachfahre Luthers war, ein Reformator der deutschen Literatur. Er kennt den Lessing der Lust an Witz und Gespräch, er ist dabei, wenn Lessing über die Stränge schlägt oder Trinklieder dichtet. Aber wenn die Lebenszeugnisse eine andere Sprache sprechen als die Schriften Lessings, dann überspielt er die Differenz nicht. Diese Nüchternheit erlaubt es ihm, die späten Jahre Lessings nach dem Tod seiner Frau Eva König und seines Sohnes, der seine Geburt kaum überlebte, ohne Beschönigung darzustellen, einschließlich der Schlafanfalle und des körperlichen Verfalls. Und diese letzten Jahre Lessings gehören zu den traurigsten der deutschen Literaturgeschichte.

Und sie macht ihn immun gegen die Versuchung, der mancher Biograph erliegt: stets der Anwalt seines Helden zu sein. Für Hugh Barr Nisbet ist Lessing nicht sein Held, mit dem er durch dick und dünn geht. Er ist sein Begleiter, das ja, und er läßt ihn nie aus den Augen. Aber er sieht nicht nur ihn, er sieht auch die andern und er sieht sie oft nicht so, wie Lessing sie sieht. Denn er ist ein souveräner Literaturhistoriker des europäischen 18. Jahrhunderts, der alle Autoren kennt, mit denen Lessing sich anlegt. Es gehört nicht zu den geringsten Verdiensten Nisbets, daß er dem Leser, wenn Lessing gegen den Leipziger Literaturpapst Gottsched polemisiert, en passant demonstriert, mit welchen Tricks Lessing sich seinen Gegner zurechtpräpariert. Man versteht den Polemiker Lessing besser, wenn man vorgeführt bekommt, wie er arbeitet.

Meine Damen und Herren, lassen Sie mich noch einmal kurz auf den osteuropäischen Juden Samuel Jacob Falk zurückkommen. Er wurde eingangs nicht zuletzt deshalb erwähnt, um die Forschungsleistung zu akzentuieren, die in dieser Biographie steckt. Er sollte aber vor allem ein Thema akzentuieren, das Hugh Barr

Nisbet zu einem roten Faden in seiner Darstellung von Lessings Werk wie Leben gemacht hat: sein Interesse an den Juden und an den Außenseitern. Nisbet nimmt die Außenseiter-Figuren ernst, er porträtiert den zwielichtigen jüdischen Kunsthändler und Lotterieagenten Alexander Daveson, mit dem Lessing sich in seinen letzten Lebensjahren anfreundete, und er porträtiert den halbgebildeten Nomaden Könemann, einen „üblen Landstreicher“, dessen Vorname unbekannt ist, der mit einem großen verwilderten Hund umherzog, wohl von Lessings Großzügigkeit erfahren hatte, ihn um Unterkunft und Verpflegung bat und tatsächlich für ganze fünf Monate aufgenommen und sogar auf die Braunschweiger Messe mitgenommen und dort dem Kammerherrn von Kuntzsch und den Intellektuellen vorgestellt wurde.

In die Reihe der Juden, denen erst Nisbet das volle Bürgerrecht in der Lessing-Biographik verschafft hat, gehört auch Aaron Salomon Gumpertz, mit hoher Wahrscheinlichkeit Autor einer anonymen Druckschrift, die für die Emanzipation der Juden nach holländischem und britischem Modell eintrat. Gumpertz, dessen Schrift Lessing zustimmend rezensierte und den er als Person in Berlin kennenlernte, steht, so kann Nisbet zeigen, hinter der Hauptfigur in Lessings Stück „Die Juden“, das 1749 begonnen und spätestens 1754 abgeschlossen wurde. Es war das erste Stück, das die Vorurteilskritik auf die deutsche Bühne brachte. Die dramaturgischen Ungeschicklichkeiten des Einakters verschweigt Nisbet nicht, nimmt ihn aber zu Recht als Eröffnung des Weges, der zum Nathan führen wird. Nisbets Kapitel zum Nathan und zum Fragmentenstreit, aus dem er hervorgeht, zeigen überaus klar die Verbindung auf zwischen Lessings Plädoyers für religiöse Toleranz und seinem Eintreten für die offene, auch scharfe Kritik der Offenbarung, so wie sie in der Bibel niedergelegt ist und von dem Fragmentisten Hermann Samuel Reimarus in Zweifel gezogen wurde. Sie sind ein Höhepunkt dieser Biographie, weil sie mit vielen Fäden in das Gesamtbild des Aufklärers Lessing verwoben sind. Der wichtigste Faden ist biographisch wie werkgeschichtlich die Freundschaft mit Moses Mendelssohn. Zu ihr ließe sich ein

eigenes schmales Buch aus Nisbets Biographie herausziehen. Man sollte diese Darstellung der Autoren- und Gesprächsgemeinschaft eigens drucken und verteilen, damit den Deutschen klar wird, daß es in der klassisch-romantischen Epoche ihrer Literatur eine deutsch-jüdische Freundschaft gab, deren intellektueller Rang und symbolischer Gehalt dem Bund zwischen Goethe und Schiller gleichkommt und die deshalb ein Denkmal in Berlin verdient hätte, als Gegenüber des Goethe-Schiller-Denkmal in Weimar. Im Horizont dieser Freundschaft verläuft die Linie, aus der heraus Lessing den älteren Begriff der religiösen Toleranz, der sich am Ende des Westfälischen Friedens allein auf die wechselseitige Duldung der gespaltenen christlichen Konfessionen bezog, auf das noch heute aktuelle, alle monotheistischen Religionen einschließlich des Islam, aber auch die Agnostiker und Atheisten einschließende Modell.

In Preußen und Sachsen allein konnte Lessing die intellektuellen Ressourcen der Vermittlung von Religionsfreiheit und Religionskritik nicht finden, er hat sie im Horizont der europäischen Aufklärung entwickelt. Und damit komme ich zur letzten Strophe meines Lobgesangs auf die Lessing-Biographie von Hugh Barr Nisbet. Sie handelt davon, daß sie eine große Lessing-Biographie ist, weil sie in ihrem Voranschreiten eben diesen europäischen Horizont wie selbstverständlich hervortreten läßt.

Da ist zum einen Frankreich, dessen tragédie classique Lessing in seiner „Hamburgischen Dramaturgie“ respektvoll, aber konsequent bekämpft, dessen Aufklärung ihm in Gestalt von Voltaire in Preußen begegnet und dessen bürgerliches Theater in Gestalt von Diderot er in sein eigenes Werk hineinholte. Da ist Italien, das für ihn, der in Rom die Repressionen gegen die Juden nicht übersehen kann, politisch wenig bieten kann und allenfalls als Land des Studiums der Antike in Betracht kommt. Und da ist England, und wenn ich eben sagte, daß sich aus Nisbets Lessing-Biographie ein ganzes Buch zur Freundschaft mit Mendelssohn herausziehen ließe, so muß ich nun hinzufügen, daß eine solche Auskoppelung auch beim Thema „Lessing und England“ möglich wäre. Dies nicht

deshalb, weil etwa Hugh Barr Nisbet, der in Cambridge gelehrt hat, pro domo geschrieben und den englischen Lessing über Gebühr in den Vordergrund gerückt hätte. Sondern weil ihm, da er nun einmal alle Quellen verfolgt, die in Lessings Werk und in die deutsche Aufklärung insgesamt einfließen, an der Schlüsselfunktion der englischen Aufklärung gerade im nördlichen Deutschland, in Berlin, in Hamburg, in Braunschweig, in Wolfenbüttel nicht vorbeigehen konnte.

Lessing gehörte zu ersten Generation deutscher Intellektueller, die politisch, literarisch und philosophisch England als Modellkultur entdeckten und dem klassizistischen Traum der Deutschen vom antiken Griechenland an die Seite stellten. Friedrich Nicolai, Georg Forster und Georg Christoph Lichtenberg stehen an seiner Seite. Lassen Sie mich zumindest stichwortartig den englischen roten Faden sichtbar machen, den Hugh Barr Nisbet in seine Biographie eingewoben hat: da ist die frühe, vom Vater vermittelte Bekanntschaft mit der englischen Sprache; da ist der schwierige Freund der jungen Jahre, Gottlob Mylius, der nach Westen aufbricht und in London stirbt; da ist Shakespeare, den Lessing für Deutschland keineswegs entdeckt hat, dessen mächtigster Anwalt vor Herder und Goethe er aber wurde; da ist der englische Ästhetiker James Harris, dessen Abhandlung über das Verhältnis von simultanen und sukzessiven Zeichen sich Lessing im „Laokoon“ zunutze macht; da ist unter den Titelfiguren von Lessings Dramen neben der Italienerin Emilia Galotti und der Sächsin Minna von Barnhelm die Engländerin Miss Sara Sampson; da ist Lessings Vorschlag an den Lawrence Sterne-Übersetzer Bode, den englischen Neologismus „sentimental“ im Titel der „Sentimental Journey“ mit dem deutschen Neologismus „empfindsam“ zu übersetzen; und da ist England als Zentrum des europäischen Journalismus, das Modell aller moralischen Wochenschriften in Deutschland. Es ging auch bei der Anglophilie der deutschen Aufklärer nicht ohne Idealisierungen ab. Aber es war doch rechtens, daß, wie Nisbet berichtet, auf der Trauerfeier für Lessing, die gut eine Woche nach seinem Tod im Februar 1781 in Berlin veranstaltet wurde, in

einem der vorgetragenen Gedichte die Zeilen standen: „Wenn er ein Deutscher nicht, wenn er ein Britte wäre: / Da schlosse seinen Sarg die Gruft der Kön'ge ein.“

Meine Damen und Herren, die Lessing-Biographie von Hugh Barr Nisbet, die wir heute ehren, setzt nicht nur der Verbindung der deutschen Aufklärung zur englischen Kultur ein historisches Denkmal. Sie ist zudem ihrerseits ein aktuelles Dokument jener Geisteswelt, die wir als deutsch-englische Germanistik bezeichnen und der deutsch-französischen und deutsch-italienischen Germanistik an die Seite stellen können. Zu dieser deutsch-englischen Germanistik gehören Nicholas Boyle, der derzeit am dritten Band seiner monumentalen Goethe-Biographie sitzt und Terence James Reed, der kürzlich unter dem Titel „Mehr Licht in Deutschland“ eine kleine Geschichte der deutschen Aufklärung veröffentlicht hat. Und in Deutschland steht für diese Germanistik ein Name wie Peter Michelsen, der die Wirkungsgeschichte von Lawrence Sterne in Deutschland erforscht und eine berühmte Minna von Barnhelm-Deutung geschrieben hat, an die Nisbet anknüpft. Und wenn wir diese deutsch-englische auf die deutsch-amerikanische Germanistik hin erweitern, dann stoßen wir auf Karl S. Guthke. Er spielt in Nisbets Lessing-Biographie nicht nur als Gewährsmann in Sachen „Ernst und Falk“, als Trauerspiel-Kenner oder Interpret der Toleranz-Debatten eine Rolle. Er ist es auch, der Nisbets große Lessing-Biographie für uns übersetzt und ihren epischen Duktus wie ihre physiognomische Schärfe in einen glanzvollen deutschen Stil gekleidet hat. In meinem Glückwunsch zum Einhard-Preis, den Sie, verehrter Herr Nisbet, nun zu recht erhalten, möchte ich daher einen Glückwunsch an den Übersetzer einschließen.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

**Zur Verleihung des Einhard-Preises
Seligenstadt, 12. März 2011**

Meine Damen und Herren,

Mit der Verleihung des Einhard-Preises hat man mir eine sehr große Ehre erwiesen. Dafür möchte ich mich bei allen bedanken, die sich an dieser Verleihung beteiligt haben – den Stiftern des Preises, dem Präsidium und Kuratorium der Einhard-Stiftung, all denjenigen Personen, die die heutige Festlichkeit ermöglicht haben, und nicht zuletzt dem Laudator, Herrn Lothar Müller, der meine Biographie auf so großzügige Weise gewürdigt hat; bei allen diesen möchte ich mich auf das Herzlichste bedanken.

Mir kommt aber nur ein Teil dieser Ehre zu. Auch meinem alten Freunde Karl S. Guthke von der Harvard University, der mein Buch mit einer Eleganz und Genauigkeit, die ich selbst unmöglich hätte erreichen können, ins Deutsche übersetzt hat, gehört ein wesentlicher Teil davon. Und last but not least: der größte Teil der Ehre gehört eigentlich dem Gegenstand meines Buches – nämlich Lessing, dessen Werk und Gedankenwelt nicht nur für seine eigenen Landsleute, sondern auch für alle Menschen einen vorbildlichen Wert behalten, die bereit sind, sich mit Toleranz für die friedliche internationale und interkonfessionelle Zusammenarbeit einzusetzen.

Mehrere meiner Vorgänger als Einhard-Preisträger haben zur Rechtfertigung der Gattung Biographie sehr einsichtsvolle Bemerkungen gemacht, die ich nicht wiederholen will. In den letzten Jahren hat sich in Deutschland die wissenschaftliche bzw. literarische Biographie wieder als durchaus legitime Unternehmung etabliert; dazu hat die Einhard-Stiftung wesentliche Impulse geliefert. Auch über den Inhalt meines Buches will ich nicht auf Einzelheiten eingehen. Ich glaube vielmehr, dass ich die mir zur Verfügung stehende halbe Stunde am sinnvollsten benutzen kann, wenn ich ein allgemeineres und aktuelleres Thema wähle, nämlich die Bedeutung Gottfried Ephraim Lessings für die Gegenwart und insbesondere für die zwischenmenschliche Toleranz.

Dass Lessings Verhältnis zur Toleranz auf seinem persönlichen Leben - das heißt, auf seiner Biographie - basiert, lässt sich durch viele Beispiele veranschaulichen. Nur zwei Fälle will ich hier erwähnen.

Ungefähr zwei Jahre vor Lessings Tod meldete sich vor seiner Haustür ein schlecht gekleideter Landstreicher aus Livland mit einem großen, verwilderten Hund. Er bat ohne Umschweife um Unterkunft und Verpflegung, damit er seine philosophi-

sche Abhandlung 'Über die höhere Bestimmung des Menschen' zum Abschluss bringen könne. Lessing erkannte sofort, dass dieser Mann, der Könemann hieß, nur halbgebildet war und von der Grammatik sehr unklare Vorstellungen hatte. Auch stellte es sich bald heraus, dass er ein Atheist und Anarchist war. Lessing nahm ihn jedoch bei sich auf und stellte ihn seinen Freunden in Wolfenbüttel und Braunschweig vor. Als jemand ihm nahelegte, dass Könemann diese Unterstützung kaum verdiene, erwiderte Lessing: 'Ach Gott, wenn auch *wir* nur bekämen, was wir verdienen, wie viel würden wir dann wohl haben!' Als Könemann etwa fünf Monate später seine Abreise ankündigte, gab Lessing ihm Reisegeld und ein Empfehlungsschreiben an einen Philosophieprofessor in Erfurt mit.

Das zweite Beispiel: kurz nach Lessings Tode schrieb Herder an Lessings ältesten Freund Moses Mendelssohn einen Kondolenzbrief, in dem er sich etwas verlegen dafür entschuldigte, dass er bei seiner letzten Begegnung mit Mendelssohn in einem vornehmen Kurort eine gewisse Distanz gehalten hatte. In seinem Antwortbrief kam Mendelssohn ganz unverblümt zur Sache. Er sei schon lange gewohnt, schrieb er, in den Blicken anderer Leute das Signal zu erkennen, dass seine Gesellschaft (das heißt er als Jude) nicht länger erwünscht sei. Lessing jedoch, setzte er hinzu, war 'der einzige Mann, an dem ich in mehr als dreißig Jahren keine Spur von dieser Gesinnung wahrgenommen, der so allezeit ungeteilten Herzens, ganz sich selbst gleich, ganz mein Freund und Wohltäter blieb!'

Aus diesen Beispielen erhellt, dass Lessing unter Toleranz weit mehr als passive Duldung verstand. Er begegnete Außenseitern und Andersdenkenden mit Respekt und setzte sie unter keinen Druck, ihre Ansichten aufzugeben - vorausgesetzt, dass sie ihrerseits bereit wären, den Ansichten anderer Menschen mit gleichem Respekt zu begegnen.

Diese individualistische Anschauung kommt auch in Lessings Schriften seit seiner Frühzeit zur Geltung, zum Beispiel in seinen sogenannten 'Rettungen' verfolgter und verketzelter Menschen. Aber nicht nur Individuen, sondern auch benachteiligte Gruppen finden in ihm einen Fürsprecher, zum Beispiel im Drama *Die Juden*, das er in seinem zwanzigsten Lebensjahr schrieb, um die Gleichberechtigung der Juden zu verfechten. Auch hier ging es für ihn nicht um passive Duldung, sondern um respektvolle Anerkennung unterdrückter Minderheiten - kurz, um die Förderung einer offenen und pluralistischen Gesellschaft.

Erst in seinen späteren Jahren hat Lessing eine philosophische Grundlage für seine Vorstellung einer offenen Gesellschaft gefunden, und zwar in einer alten deutschen Tradition, die schon im Mittelalter beim Kardinal Nikolaus von Kues (oder Cusanus) sichtbar wird. Cusanus, der für die Vereinigung der griechisch-orthodoxen und römisch-katholischen Kirchen kämpfte, vertrat die These, dass trotz aller Ver-

schiedenheiten von Dogmen und Riten alle Religionen letzten Endes eins seien, weil alle Widersprüche in Gott aufgelöst würden, dessen Wahrheit dem endlichen Verstand des Menschen immer unerreichbar bleiben müsse. Cusanus war höchstwahrscheinlich der erste christliche Theologe, der sich für Eintracht zwischen den Weltreligionen einsetzte und den sogenannten 'Perspektivismus' lehrte – das heißt, die Ansicht, dass jede Religion eine eigene, allerdings unvollständige Perspektive auf die eine unergründliche Wahrheit biete.

Obgleich Lessing die Hauptschriften des Cusanus kannte, wurde ihm dieser philosophische Pluralismus eher durch Leibniz vermittelt, der sich auch für den Frieden zwischen den streitenden Konfessionen einsetzte. Leibniz schrieb zum Beispiel gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts:

Jede Substanz [das heißt, auch jeder Mensch] ist wie eine ganze Welt und wie ein Spiegel Gottes oder vielmehr des ganzen Alls, das jede auf ihre Weise ausdrückt, etwa so, wie ein und dieselbe Stadt sich gemäß der verschiedenen Standorte dessen, der sie betrachtet, darstellt [...].

Mit anderen Worten: jeder Mensch sieht das Universum aus verschiedener Perspektive. Diesem Perspektivismus – oder Pluralismus – entsprechend misst Leibniz jeder Konfession einen gewissen Grad von Wert und Wahrheit zu und behauptet: 'es ist möglich, in jeder Religion sein Heil zu finden.' Diese Überzeugung bestärkte ihn in seinen langen, aber am Ende fruchtlosen Bemühungen, die drei christlichen Konfessionen in Deutschland wiederzuvereinigen.

Leibniz geht insofern über seine Vorgänger hinaus, als er seinen Pluralismus nicht nur auf die Religionen, sondern auch auf verschiedene Kulturen und Zivilisationen anwendet und sie – vor allem die europäische und chinesische – als gleichwertige Ansichten des Universums aus verschiedener Perspektive deutet. Er lernte nämlich mehrere Mitglieder der Jesuitenmission nach China kennen und unterhielt mit ihnen eine intensive Korrespondenz. Er glaubte anhand der Kenntnisse von China, die er daraus entnahm, nachweisen zu können, dass die europäische Kultur ebensoviel von China zu lernen hätte, als China von Europa. Er sagte deswegen, dass es ebensoviel Grund gebe, chinesische Missionare nach Europa zu senden, als europäische Missionare nach China.

Lessings Bewunderung für Leibniz, besonders in seinen späteren Jahren, ist gut belegt. So spricht er mit Zustimmung zum Beispiel von Leibniz' Fähigkeit, sogar in den unvereinbarsten Anschauungen ein gewisses Maß von Wahrheit, aber nie die ganze Wahrheit, zu finden – das heißt, von seinem Perspektivismus. In Lessings eigenen Worten:

in der festen Überzeugung, dass keine Meinung angenommen sein könne, die nicht von einer gewissen Seite, in einem gewissen Verstande wahr sei, hatte [Leibniz] wohl oft die Gefälligkeit, diese Meinung so lange zu wenden und zu drehen, bis es ihm gelang, diese gewisse Seite sichtbar, diesen gewissen Verstand begreiflich zu machen. [...] Er [...] suchte einen jeden auf demjenigen Wege zur Wahrheit zu führen, auf welchem er ihn fand.

Diese von Leibniz übernommene pluralistische Theorie der Wahrheit liegt auch Lessings Auffassung von den drei monotheistischen Religionen – und der drei sie bezeichnenden Ringe – in *Nathan der Weise* zugrunde.

Die Einzigartigkeit dieses Schauspiels lässt sich vielleicht am besten begreifen, wenn man es mit den bekanntesten Toleranzschriften anderer Nationen vergleicht. In England zum Beispiel gibt es den *Letter Concerning Toleration* (1689) des Philosophen John Locke. Lockes Begründung der Toleranz ist durch Realpolitik und Pragmatismus bestimmt: alle Glaubensbekenntnisse seien prinzipiell zu tolerieren, mit Ausnahme des Atheismus, weil Atheisten angeblich keinen glaubwürdigen Eid vor Gericht ablegen können, und des Katholizismus, weil dieser die anglikanische Staatskirche und die protestantische Thronfolge in England gefährden könnte.

In Frankreich gibt es Voltaires *Traité sur la tolérance* (1763), in der Voltaire seine ganze Beredsamkeit und satirische Kunst einsetzt, um den Justizmord des Protestanten Jean Calas zu denunzieren, der angeblich seinen Sohn getötet hätte, um dessen Bekehrung zum Katholizismus zu verhindern. Voltaire verlangt zwar Toleranz für alle Glaubensrichtungen – aber nicht aus Respekt für die betreffenden Religionen, sondern weil er die Ansicht vertritt, dass viele Religionen nebeneinander sich gegenseitig neutralisieren und der Vormachtstellung der französischen Staatskirche ein Ende machen würden. Er verlangt daher einen säkularen Staat und steht den bestehenden Religionen im Grunde feindlich gegenüber.

In Deutschland gibt es dann Lessings Drama *Nathan der Weise*, das in diesem Zusammenhang völlig aus dem Rahmen fällt. Während die Toleranzschriften Lockes und Voltaires heute fast nur in akademischen Kreisen gelesen werden, ist Lessings Stück neben Goethes *Faust* wohl das bekannteste Schauspiel in deutscher Sprache. Das hängt freilich damit zusammen, dass es als bühnenwirksames Drama seit zweihundert Jahren immer wieder inszeniert worden ist. Es hängt aber nach meiner Ansicht auch damit zusammen, dass das Stück mit seiner Parabel von den drei nicht zu unterscheidenden Ringen, die die drei monotheistischen Religionen symbolisieren, eine eigene Betrachtungsweise des Toleranzproblems darstellt. In Lessings Schauspiel bleiben die Ansprüche aller drei Religionen offen: alle drei haben die Möglich-

keit, wenn nicht ihre ausschließliche Wahrheit, dann wenigstens ihren relativen Wert durch das moralische Verhalten ihrer Anhänger zu demonstrieren. Im Gegensatz zum britischen Pragmatismus und zum französischen Säkularismus vertritt Lessing also die Ansicht, dass alle drei Religionen als prinzipiell gleich wertvoll toleriert und geachtet werden müssen, da wir unmöglich wissen können, ob die eine oder die andere von ihnen im ausschließlichen Besitz der Wahrheit sei. Mit einem Wort, Lessings Parabel vertritt eine pluralistische Anschauung, die für eine alte deutsche Tradition charakteristisch ist.

Freilich hat sich die Auffassung der Toleranz seit Lessings Zeit sowohl in Deutschland als auch in Europa erheblich geändert.

Auf der einen Seite kam das Wort 'Toleranz' schon im späten achtzehnten Jahrhundert aus der Mode, weil es eine allzu negative Bedeutung zu haben schien. Im damals geläufigen Sinn von 'Erdulden' oder 'Aushalten' schien es ein widerwilliges Zugeständnis von Seiten einer sich herablassenden Autorität zu implizieren, das jederzeit rückgängig gemacht werden könnte. Lessing war einer der ersten, die aus diesem Grunde das Wort vermieden: das Wort 'Toleranz' erscheint tatsächlich nur zweimal in seinen erhaltenen Schriften, und zwar in Bezug auf vergangene Epochen wie Mittelalter und Reformation, in denen die Toleranz nicht einmal als Minimalvoraussetzung vorhanden war. Er spricht deshalb – auch in *Nathan der Weise* – nicht von Toleranz, sondern eher von 'Verträglichkeit', 'Sanftmut', 'Vorurteilslosigkeit' usw. – das heißt von moralisch positiven Gesinnungen.

Auf der anderen Seite begannen einige westliche Staaten – zum Beispiel die USA im Jahre 1787 und Frankreich zwei Jahre später – Gesetze einzuführen, die ihren Bürgern grundsätzliche Freiheiten zuerkannten, die als 'Rechte' oder 'Menschenrechte' bezeichnet wurden. Freilich hätte Lessing, der schon 1781 gestorben ist, diese Entwicklungen durchaus begrüßt. Aber im Gegensatz zur älteren Tradition des Pluralismus, die er vertrat, verhält sich das sogenannte Menschenrecht oder 'Naturrecht' völlig indifferent gegenüber den religiösen oder kulturellen Glaubensartikeln, denen das Recht der freien Meinungsäußerung zuerkannt wird: es ist genug, wenn man sie nur duldet.

Das Zeitalter des Nationalismus war der Sache der Toleranz keineswegs so günstig wie das Zeitalter Lessings. Es gab auch Stimmen im neunzehnten Jahrhundert, die jede Art von Toleranz verurteilten, wie zum Beispiel Nietzsche, der sie bloß für einen Deckmantel der Schwäche, der Gleichgültigkeit oder Unfähigkeit hielt, eigene Entscheidungen zu treffen. Unter diesen Umständen hat Lessings Schauspiel immer wieder neue Relevanz gewonnen, insofern die Intoleranz und ihre katastrophalen Folgen immer neue Formen angenommen haben, von den Gräueltaten der Hitlerzeit bis zum Massenmord des 11. September 2001. Auch für die gegenwärtigen

Schwierigkeiten in mehreren westlichen Ländern, ein positives Verhältnis zwischen der einheimischen Mehrheit und den zugewanderten islamischen und anderen Minderheiten aufzubauen, hat Lessings Stück aktuelle Bedeutung. All dies hat vor allem in Deutschland zu einem weit verbreiteten Interesse für Toleranzprobleme geführt, das in fortlaufenden Debatten und einer Flut von Publikationen zum Ausdruck kommt, in denen Lessing und sein Drama immer wieder erwähnt werden. Mittlerweile hat das Wort 'Toleranz' selbst eine positivere Bedeutung gewonnen, indem es jetzt nicht nur passive Duldung, sondern auch respektvolle Anerkennung des Anderen im Sinne Lessings bezeichnet; zugleich ist die ältere Tradition des Pluralismus im neuen Begriff des Multikulturalismus wieder zum Vorschein gekommen.

Was aber bei der Rezeption von Lessings Stück über die Jahre am meisten auffällt, ist die ständige Abwechslung von Affirmation und Ablehnung, von Hochschätzung und Geringschätzung, von Hoffnung und Enttäuschung. Diese Abwechslung wurde schon bald nach der Erstveröffentlichung des Dramas sichtbar, als es zuerst in weiten Kreisen als Angriff auf das Christentum verschmäht und dann, besonders nach Schillers Bühnenbearbeitung, allmählich als klassisches Werk der Humanität kanonisiert wurde. Vor allem bei den Juden wurde das Stück im neunzehnten Jahrhundert gefeiert, bis es klar wurde, dass auch assimilierte Juden noch Zielscheibe des Antisemitismus blieben. Lessing wurde dann von den Zionisten als falscher Prophet verschrien, und einer von ihnen erklärte: 'ins Allerheiligste des Tempels stellen wir ihn nicht, wir beugen nicht das Knie vor ihm und bringen ihm keine Opfer dar'. Noch im Jahre 1973 behauptete der deutsch-jüdische Germanist Hans Mayer, dass Lessings Toleranz nur eine Maske für Intoleranz gegenüber den Juden und sein Stück eine Falle sei, um die Juden zur Aufgabe ihrer ererbten Religion zu bewegen. (Um die Ungerechtigkeit solcher Beschuldigungen einzusehen, braucht man sich nur an Lessings wütende Reaktion auf die Versuche des Fanatikers Lavater zu erinnern, Moses Mendelssohn zum Christentum zu bekehren.). Ein ähnlicher Umschwung ist in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts zu beobachten. In den Nachkriegsjahren wurde *Nathan der Weise* regelmäßig als Versöhnungsstück aufgeführt, wobei der deutsch-jüdische Schauspieler Ernst Deutsch als Nathan besonderen Beifall erntete. Im letzten Viertel des Jahrhunderts hingegen wurde der Verdacht laut, dass solche Versöhnungsgesten im Verhältnis zu den Untaten des NS-Regimes völlig unzulänglich seien, und dass manche Zuschauer das Drama als Anlass zur Selbstrechtfertigung oder Selbstzufriedenheit im Hinblick auf Ereignisse benutzt hätten, für die sie zumindest in gewissem Maße verantwortlich waren. Dieser Verdacht spielte gewiss eine Hauptrolle in der Parodie *Nathans Tod* (1991) des ungarisch-jüdischen Dramatikers George Tabori, in welcher der Sultan Saladin sich rundweg weigert, Nathans Ringparabel anzuhören, und Nathan, nachdem er die Leichname seiner Kinder aus seinem

abgebrannten Haus geborgen hat, seine Parabel ohne Zuhörer rezitiert und als wahnsinnige, an Shakespeares König Lear erinnernde Figur alleine stirbt.

Ein letztes Beispiel: Lessings Stück schien im Jahre 2001 besonders aktuell, da nach der Katastrophe vom 11. September dutzende von Aufführungen nicht nur in Deutschland, sondern auch in Washington und New York als Aufruf zur Toleranz über die Bretter gingen. In den letzten Jahren aber hat sich die öffentliche Meinung in Europa wesentlich geändert, vor allem in Bezug auf die fortgesetzten Angriffe islamischer Terroristen – und nicht zuletzt auf die Unzulänglichkeit des Multikulturalismus in mehreren europäischen Ländern, Intoleranz und Misstrauen zwischen der einheimischen Mehrheit und Minderheiten aus anderen Religions- und Kulturgemeinschaften zu überwinden. So haben die Staatsoberhäupter Deutschlands, Frankreichs und Großbritanniens in den letzten Monaten und Wochen darauf hingewiesen, dass Multikulturalismus keine Toleranz zum Beispiel für erzwungene Heiraten, Ehrenmorde, Bestrafung des Religionswechsels, Diskriminierung der Frauen und dergleichen mehr rechtfertigen kann. Auch gegen Lessings Stück sind radikale Stimmen wieder laut geworden; so zum Beispiel der deutsch-israelische Polemiker Henryk M. Broder, der in seinem Buch *Kritik der reinen Toleranz* (2008) Lessings Drama im Laufe seiner Offensive gegen Toleranz im Allgemeinen und gegen den Islam insbesondere geißelt.

So kann man Lessings Drama als eine Art von Barometer sehen, dessen Rezeption ein Indiz dafür ist, wie hoch oder tief die Bereitschaft der Rezipienten steht, opponierenden Gruppen Toleranz und Verständnis entgegenzubringen. Denn Toleranz muss auf die Dauer gegenseitig werden, sonst wird sie höchstens durch passive Duldung, wenn nicht durch ausgesprochene Feindschaft ersetzt.

In so emotionsgeladenen Situationen ist es natürlich außerordentlich schwierig, objektive Urteile zu treffen. Was aber Lessings Drama betrifft, dürfte es immerhin möglich sein, von den enttäuschten Hoffnungen derjenigen abzusehen, die sich in der Praxis vergeblich für Toleranz einsetzten. Und es stellt sich die Frage, inwieweit die Beschuldigung berechtigt ist, dass die im Drama empfohlene Toleranz allzu gekünstelt und unglaubwürdig sei.

Es ist nicht zu leugnen, dass die Wirkung von Lessings Drama durch zwei Faktoren wesentlich beeinträchtigt werden kann. Erstens kann es als Pflichtlektüre in der Schule durch übermäßige Vertrautheit trivialisiert werden. Das ist freilich das Schicksal vieler Meisterwerke – wie dies oft zum Beispiel bei Shakespeares Dramen in England der Fall ist. Solcher Banalisierung kann man wohl nur durch erneute Lektüre und vertieftes Studium in späteren Jahren entgegenwirken. Zweitens kann einem der Optimismus Lessings und der Aufklärung angesichts der Katastrophen der letzten hundert Jahre utopisch und unrealistisch vorkommen.

Es lässt sich aber kaum daran zweifeln, dass Lessing andere Akzente gesetzt hätte, wenn er sein Schauspiel in unserer Zeit geschrieben hätte. Seine zentrale These jedoch hätte er bestimmt nicht aufgegeben, weil sie ein unverzichtbarer Teil seiner Persönlichkeit ist. Es wird übrigens oft übersehen, dass die im Stück entworfene optimistische Ansicht durch wichtige Vorbehalte eingeschränkt ist. Die Handlung findet nämlich während eines kurzen Waffenstillstands zwischen christlichen und islamischen Streitkräften statt, der bald durch erneuten Krieg ersetzt werden soll. Auch die Fanatiker sind noch aktiv: die ruchlosen Pläne des christlichen Patriarchen sind nur vorübergehend vereitelt. Und in Nathans Ringparabel gibt der Richter zu verstehen, dass ein verbindliches Urteil über Wert und Wahrheit der streitenden Konfessionen erst nach 'tausend tausend Jahren' zu erwarten sei. Die Empfehlung des Richters, dass demzufolge nur das moralische Verhalten der drei Söhne über ihre Ansprüche entscheiden könne, ist übrigens in Einklang mit Kants Moralphilosophie; es deckt sich ebenfalls mit dem Befund Rainer Forsts, des Verfassers der ausführlichsten deutschen Abhandlung über Toleranz in den letzten Jahren.

Dass *Nathan der Weise* noch heute so starke Reaktionen hervorruft, ist immerhin ein sicheres Zeichen, dass seine Wirkungskraft über zwei Jahrhunderte keineswegs nachgelassen hat. Seine anhaltende Aktualität verdankt das Stück nicht zuletzt dem Umstand, dass der Schauplatz Jerusalem ist, auch heute noch ein Brennpunkt interkonfessioneller Spannungen. Kein anderes Land hat meines Wissens einen mit diesem deutschen Drama vergleichbaren Text über die Toleranz, der in ähnlichem Maße inspiriert und provoziert wie dieser.

H. B. Nisbet, 18.3.2011